

Analogiebildungen

auf dem Gebiete der Nominalflexion

in den arischen Sprachen.

Mit den folgenden Ausführungen verbindet der Verfasser weniger den Zweck, eigne Untersuchungen zu bringen und neue Theorien aufzustellen, als vielmehr die Resultate der Sprachforschung, wie sie sich in den letzten 15 Jahren gestaltet haben, in zusammenhängender und übersichtlicher Form darzustellen. Die Transcription ist im allgemeinen dieselbe wie in Brugmann's Grundriss der vergl. Grammatik der indogermanischen Sprachen.

Die einzelnen Casus eines Paradigma wurden in der Grundsprache nicht etwa einzig und allein durch die Suffixe, die den betreffenden Wortstämmen angehängt wurden, bezeichnet, sondern zur Veranschaulichung des Casusverhältnisses, in das ein Wort gesetzt werden sollte, trug auch wesentlich bei eine verschiedenartige Gestaltung der Wurzelsilbe oder des wortbildenden Suffixes, die man mit der Bezeichnung „Ablaut“ versehen hat. So hiess ursprachlich der Nom. sing. *pätér „der Vater“, wogegen der Vok. sing. *päter lautete; beide Casus unterscheiden sich also nur durch die verschiedene Betonung und in der Quantität des Vokals des stammbildenden Suffixes. Man vergleiche nur ai. nom. sing. pitá und voc. sing. pítar mit griech. nom. sing. πατήρ und voc. sing. πάτερ, so wird man sofort finden, dass die beiden Sprachen den oben angedeuteten Standpunkt der Ursprache ganz genau reflektieren, und es war eben eine durch nichts zu rechtfertigende Ansicht der älteren Sprachwissenschaft, dass in diesem und ähnlichen Fällen —s, das gewöhnliche Suffix des nom. sing., abgefallen sei und als Ersatz Dehnung des Vokals hinterlassen habe. Zur Zeit, als der Ablaut sich herausbildete, muss der Accent der Grundsprache, der im übrigen weder von den Quantitätsverhältnissen noch von der Silbenzahl des Wortes abhängig war, wesentlich expiratorischer und nicht musikalischer Natur gewesen sein. Denn blos von diesem Gesichtspunkte aus lässt sich die Entwicklung der Erscheinungen, welche man unter der Bezeichnung „Ablaut“ zusammenfasst, phonetisch erklären. Der Ablaut ist überhaupt lediglich mechanisch-physiologischen Ursprungs; Wurzel- oder Suffixsilben erlitten, wenn sie dem Haupttone unmittelbar vorangingen, eine Veränderung, die der Natur der Sache nach entweder in einer Reduktion oder gänzlichen Ausstossung des Vokals bestehen musste. Derselbe war wohl das fruchtbarste Bildungsprinzip in der indogermanischen Ursprache und hat zahlreiche Spuren in allen Töchter Sprachen hinterlassen. Er durchzieht die Wortbildung und die Flexion, sowohl die Deklination wie die Conjugation. Im Sonderleben der einzelnen Sprachen erst verliert er allmählich seine Lebenskraft, und von den bekannten Sprachen hat am gründlichsten das Lateinische mit ihm aufgeräumt. Dagegen giebt das Altindische, abgesehen von den durch die Lautgesetze hervorgerufenen

Veränderungen, fast getreu den Stand der Ursprache wieder, und das Germanische hat wenigstens den Verbalablaute bis heute bewahrt, da derselbe bei der Entwicklung, die schon das Urgermanische einschlug, das einzige Mittel blieb, die Tempora des primären Verbums zu unterscheiden. Denn das Augment, die Reduplikation und die verschiedenen Personalendungen, die sonst und noch im Germanischen bis in die historische Zeit hinein das Praeteritum als solches charakterisierten, werden im Laufe der Zeit aufgegeben.

So knüpfte sich allmählich an eine in ihrem Ursprunge rein lautliche Differenz ein Bedeutungsunterschied, ähnlich wie die Silbe — er — — ir — im Laufe der althochdeutschen Entwicklung die Pluralfunktion übernimmt, während sie ursprünglich nichts anderes ist als ein zur Wortbildung dienendes Suffix = ai — as —, griech. — os — — εs —, lat. — us — or — — er —.

Das Griechische zeigt überall nur trümmerhafte Reste des indogermanischen Ablauts und ist deshalb ungeeignet ein Abbild des ursprünglichen Zustandes zu liefern; es bedarf vielmehr selbst der Erläuterung durch die anderen Sprachen, spez. das Altindische und die germanischen Dialekte. Viel besser steht es um das Avestische, obwohl auch hier namentlich der Deklinationsablaute nur in arg zerrüttetem Zustand überliefert ist. Über das Altpersische lässt sich kein abschliessendes Urteil fällen, da die vorhandenen Sprachdenkmäler zu wenig umfangreich sind; es finden sich übrigens zahlreiche Spuren, die darauf hinweisen, dass das ursprachliche Verhältnis im grossen und ganzen gewahrt ist.

Gehen wir nun näher auf den Deklinationsablaute in den arischen Sprachen ein, so müssen wir zunächst zwischen Wurzelnomina ohne stambbildendes Suffix, consonantisch und vokalisch auslautenden Stämmen unterscheiden. Bei den Wurzelnomina und den consonantischen Stämmen können wir deutlich zwischen starken und schwachen Casus unterscheiden, und zwar heissen starke Casus die, welche Hochstufenvokalismus, und schwache die, welche Tiefstufenvokalismus in der Wurzel- resp. Suffixsilbe haben. Das Altindische speziell unterscheidet dann noch von Alters her zwischen mittleren und schwächsten Casus, und zwar sind mittlere Casus die, deren Suffix mit einem Consonanten beginnt, und schwächste die, deren Suffix mit einem Vokal anlautet. Zu den starken Casus des Indogermanischen gehören nom. acc. voc. aller Numeri, abgesehen vom nom. acc. voc. sing. neut. und vielleicht auch acc. plur. masc. fem., endlich noch der loc. sing., zu den schwachen alle übrigen. Der Grund für diese Verteilung lässt sich noch deutlich erkennen. Im Altindischen werfen alle einsilbigen Stämme den Accent in den schwachen Casus auf die Endung, und diese müssen der Natur der Sache nach in der Ursprache noch viel zahlreicher gewesen sein als in den einzelnen Töchttersprachen. Man vergleiche auch noch die Betonung der einsilbigen Stämme im Griechischen, z. B.: πόδα, πόδες und πόδας gegenüber ποδός, ποδί, ποδοῖν, ποδῶν und ποδί. Über die suffixalen Stämme lässt sich kein klares Urteil gewinnen, sie haben von ursprachlicher Zeit her zum Teil betontes Suffix, zum Teil betonten Stamm; man kann wohl annehmen, dass zunächst die Stämme mit Suffixbetonung analog den Wurzelnomina den Ton in den schwachen Casus ebenfalls der Endung zukommen liessen, dass also ursprachlich aus *pätér—os zunächst *päter—ós und endlich *pätr—ós = griech. πατρός wurde und dass darnach σῆσor—os zu σῆsr—os = got. svistrs wurde, ohne dass im letzteren Falle der Ton ebenfalls auf das Casussuffix übergetreten wäre.

Anders und viel schwieriger liegt die Sache bei den vokalischen Stämmen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Sprachen ergibt sich zwar deutlich, dass o und e, a und ā mit einander wechseln, dass neben i und u in manchen Casus ei und oi, resp. eu und ou stehen, aber über die Gründe dieses Wechsels sind wir völlig im unklaren, wie wir auch nicht mit Sicherheit entscheiden können, welche Casus von idg. Zeit her o, welche e etc. hatten.*)

*) cf. den Artikel von Kretschmer in Kuhn, Zeitschrift für vergl. Sprachforsch. XXXI, 3, den der Verfasser nicht mehr benutzen konnte.

So wechselte also in der Grundsprache *pēd— mit *ped—, resp. *pōd— mit *pod— „Fuss“ (letztere beiden Sternstufen vielleicht ursprünglich blos in Zusammensetzungen), *dhur— oder *dhūr— mit *dhur— „Thüre“, *uoq—, ueq— mit *uq— „Stimme, Rede“ (letztere Form findet sich allerdings in keiner Sprache mehr im Paradigma, aber es gehört hierher das part. praet. ai uktás av. uxda), *nās— und nas— „Nase“, *sem— *sm— mit *sm— (in der Wortbildung auch *som—) cf. εἶς, μία aus *σμία, ἔν, *kred— mit kyd— „Herz“ und *ghijom— *ghijem— mit *ghim— „Winter, Schnee“ cf. χιόν und δόσχιμος, im Paradigma. Endlich seien noch erwähnt die Stämme *uojk—, *uik— „Haus, Niederlassung“, *bhreust— *bhrust— cf. anord brjóst ags. breost, ahd. Brust, und *komt— *kmt— cf. griech. dor. *Φίκατι* att. εἰχοσί und *τριζοντα* und vielleicht urgerm. *hand—, das im anord. und ahd. Spuren consonantischer Flexion zeigt.

Im Übergang zu den suffixalen Stämmen sei zunächst *dont— „Zahn“ genannt, mit dem im Paradigma *dnt—, vielleicht auch *dent—, abwechselte. Wie schon angedeutet, ist *dont— kein Wurzelnomem, sondern man hat *do—nt— zu trennen und die Form als Participium von der Wurzel ed „essen“ anzusehen, das schon ursprachlich substantiviert wurde. Es hatten also die themavokalischen sicher *ó—nt— in den starken und *—nt— in den schwachen Casus, die themavokallosen *—jt— in den starken und —nt— in den schwachen Casus. Wie weit daneben auch —ent— sich erstreckte, ist unklar.

cf. *bhéront— stark, *bhér—nt— schwach, *uid—ó—nt— stark, aber *uid—nt— schwach; weiter *s—jt— stark, aber *snt— schwach, cf. ai acc. sing. sántam, gen. sing. satás, griech. *όντα* für *έντα neben dor. *ἔασσα* = ai satí, urgriech. *σασια. Das Adjektiv-Suffix *—uent— zeigte in den schwachen Casus *—unt—.

Die Stämme mit n-Suffixen bieten —on— —en— —mon— —men— —non— —nen— —jon— —jen— in den starken, —n— —p— —mn— —mp— —un— —up— —in— —ip— in den schwachen Casus. Der Nom. sing. hat ausserdem für sich allein die Hochstufe —ōn resp. —ēn, die nicht etwa aus *—ons resp. *—ens durch sogenannte Ersatzdehnung zu erklären ist.

Die Stämme mit r-Suffixen weisen —er— —or—, —ter— —tor— (—ēr— —ōr—, —tēr— —tōr— im nom. sing.) in den starken und —r— —r—, —tr— —tr— in den schwachen Casus auf.

Zahlreich waren ferner im Idg. Substantiva gen. neutr. auf —os₁ vertreten. Im Griechischen und Lateinischen zeigen die obliquen Casus Formen, die auf —es— zurückgehen; endlich weisen Spuren in der Wortbildung darauf hin, dass auch —s— einstmals im Paradigma Platz hatte. Wir hätten also den Ablaut —os— —es— —s—. Dementsprechend hatten die schwächsten Casus bei den Suffixen —jes— —ges— die Form —is— —us—, wie aber —jes— und —jos—, —ges— und —gos— mit einander wechselten, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Wir folgen hier den Ansichten Brugmanns, der den Nasal des Altindischen im nom. und acc. sing. dieser Stämme für einen analogischen Einschub erklärt.

An die sogestalteten Stämme traten dann die Casussuffixe und verschmolzen schon ursprachlich mit denselben zu einer Worteinheit. Das Suffix des nom. sing. war —s, im Gebrauch bei den Wurzelnomina, den cons. und den meisten vokalischen Stämmen. Die neutralen o-Stämme haben —m als Suffix des nom. und acc. sing.; die fem. auf —ā und —ī, ī dagegen und die seltenen Neutra auf —i und —u zeigen wie die auf —os im nom. und acc. sing. den [reinen Stamm. Endlich muss man, wie schon eben angedeutet, annehmen, dass auch die n- und r-Stämme den nom. sing. asigmatisch durch blosse Dehnung des Suffixvokals bildeten, desgl. die geschlechtigen Stämme auf —es, —os.

Das Suffix des gen. sing. war für die o-Stämme —sjo (germ. —so), für die i- und u-Stämme einfaches —s mit Steigerung des suffixalen Vokals, für die ā-Stämme —s, für die consonantischen —os oder —es. Das Suffix des dat. sing. war überall —aj, des loc. sing. —i oder auch —, des

instr. sing. —a, des abl. sing. —a^{Xd} (übrigens von ursprachlicher Zeit her nur bei den o-Stämmen im Gebrauch). Der acc. sing. hatte —m bei den vokalischen und —n bei den consonantischen Stämmen. Der voc. sing. repräsentiert den reinen Stamm.

Der nom. plur. ging bei allen masc. und fem. auf —es aus; die neutralen consonantischen Stämme zeigen —ä = ai. i = griech. α; die neutralen o-, i- und u-Stämme dehnten den auslautenden Vokal. Der gen. plur. hatte höchst wahrscheinlich —öm als Suffix. Der dat. abl. instr. plur. haben Suffixe, die mit —bh— anlauten, denen im Germanischen und Lituslavischen —m— gegenübersteht. Der loc. plur. lautete auf —s aus, mit dem dann später die Partikeln i resp. u verschmolzen. Der acc. plur. endlich hatte —ns, resp. —ns bei den consonantischen Stämmen.

Über die Dualendungen lässt sich bei der trümmerhaften Überlieferung dieses Numerus an und für sich und bei den grossen Differenzen zwischen den Formen des Altindischen, Griechischen und Lituslavischen nur sehr wenig Sicheres ermitteln.

So haben wir uns den Stand der Nominalflexion im Indogermanischen eine gewisse Zeit vor der Sprachentremung zu denken. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, dass bis zur Sprachentremung keine Veränderung eingetreten wäre. Im Gegenteile weisen zahlreiche Erscheinungen in den Einzelsprachen mit zwingender Notwendigkeit darauf hin, dass schon ursprachlich manche Störungen der alten Verhältnisse eingetreten sein müssen. Zunächst geht aus dem Angeführten hervor, dass nicht bei allen Stämmen ohne Unterschied dasselbe Suffix denselben Casus bezeichnete. Dazu kommt weiter, dass schon ursprachlich bei den vokalischen Stämmen Contraktionen eintreten mussten, und dass dann dem Sprachgefühl das Contraktionsprodukt als Suffix, das an einen consonantischen Stamm getreten, erschien. In diesem Umstände liegt der Ausgangspunkt für die Vermischung consonantischer und vokalischer Stämme, die uns im folgenden noch vielfach beschäftigen wird, wenn auch dieser Prozess in den arischen Sprachen noch nicht so um sich gegriffen hat wie in den jüngeren Perioden, z. B. des Hochdeutschen. Derartige Trübungen des Sprachgefühls können wir um so unbedenklicher auch für die ältesten Phasen des Indogermanischen annehmen, als neuere Beobachtungen gezeigt haben, dass die Sprachen wilder Horden sich innerhalb einiger Generationen bis zur Unkenntlichkeit verändern. Eine solche uralte Umbildung hat offenbar der gen. plur. erfahren. Bei den zahlreichen o-Stämmen trat Contraktion ein; wir müssen hier als Grundform *ekūōm mit ō ansetzen, das sich dann schon ursprachlich über ein grosses Gebiet ausdehnte. Nur das Altkirchenslavische hat —öm bewahrt und auch auf die o-Stämme übertragen cf. vlükū „der Wölfe“, mater—ū „der Mütter“ und kamen—ū „der Steine“.

Aus der Übereinstimmung des Altindischen, Avestischen, Altpersischen, Germanischen und Lituslavischen können wir mit Sicherheit erschliessen, dass die dem gen. sing. der i- und u-Stämme von Haus aus zukommende Endung —ejs oder —ojs, —eys oder —oys war, cf. ai. agnēš „des Feuers“ av. ažiōiš „der Schlange“ got. anstais „der Gnade“ lit. naktės „der Nacht“ und ai. sūnōš „des Sohnes“ av. bāzaoš „des Armes“ ap. kūrauš „des Cyrus“ got. sunaus „des Sohnes“ ahd. fridō „des Friedens“ lit. sunaus „des Sohnes“.

Daneben finden wir aber, und zum Teil auch in denselben Sprachen, das Suffix —os der consonantischen, der ī-, ū-, ū- und qu-Stämme.

cf. ai. avyas „des Schafes“ av. sogar jainyōiš „des Weibes“, eine Contamination aus jainōiš und jainyō griech. ὄφις, vielleicht auch got. gastis aus *gastjaz, weiter pašvas „des Viehes“ av. xrathwō „des Willens“ griech. ep. γωννός aus *γωνFος und Βόσ-ποφος aus *gynos, got. mans ahd. man „des Mannes“ aus *manjiz.

Wir haben hier den Anfang einer Ausgleichsbewegung vor uns, die im Griechischen damit endigt, dass die i- und u-Stämme die Deklination der consonantischen Stämme annehmen, während

unvollständig

das Lateinische die beiderseitigen Formen zu einem Paradigma zusammenschweisst. Auch der umgekehrte Prozess liegt vor; einfaches $-s$ mit Steigerung findet sich auch bei den Stämmen, die auf eine Liquida ausgehen, weil phonetisch betrachtet ei und eu mit em , en und er eine Gruppe bilden.

cf. av. $xwēng$ = urar. * $sąans$ „der Sonne“ ai dan aus * $dems$ „des Hauses“ griech. $δεσπότης$ aus * $δεμσποτης$ av $narš$ „des Mannes“, aber griech. $άνδρός$.

Die Belege hierfür sind aber lange nicht so zahlreich, sie erstrecken sich nur über die arischen Sprachen, das Griechische und Altirische, während die Überführung der i - und u -Stämme in die Analogie der consonantischen eine wesentliche Förderung durch die so nahe stehenden i - und $ü$ -Stämme, die von Alters her den consonantischen gleichstehen, erfuhr. Von ältester Zeit her beeinflussten sich ferner Nominalflexion und pronominale Deklination. Ja wir können sogar sagen, dass der gen. sing. der o -Stämme immer pronominal flektiert worden ist, denn nirgends findet sich auch nur eine Spur der Endungen $-os$, $-es$ oder $-s$. Auch der Grund hierfür ist leicht ersichtlich, denn im ersten Falle wäre dieser Casus mit dem nom. plur. und im zweiten mit dem nom. sing. lautlich zusammengefallen.

Endlich würden auch die Stammabstufungsverhältnisse wahrscheinlich schon in der indogermanischen Zeit gestört. Es ist wenigstens nicht allzu kühn, die Verallgemeinerung der schwachen Suffixform $-in-$ oder $-in-$ schon der Ursprache zuzuschreiben, wenn man überhaupt aus der Übereinstimmung des ai. arci nom. sing. „strahlend“ av. $kaini$ „Mädchen“ griech. $δελφίς$ got. $managei$ (managein-) einen Schluss ziehen darf. Weiter kann man Brugmann Recht geben, wenn er behauptet, dass bei den neutralen Substantiven auf $-os$ $-es$ die schwächste Stufe auf $-s$ schon indogermanisch aufgegeben sei.

Das Vorstehende mag genügen, um anzudeuten, dass die Keime der späteren Entwicklung schon ursprachlich vorhanden waren, und wir wenden uns nun zu den arischen Sprachen.

Es fällt zunächst in die Augen, dass diese Sprachen das Casussystem unverstümmelt erhalten haben, und eine indogermanische Syntax wird sich also für die Casuslehre hauptsächlich auf dieselben gründen müssen. Das Avestische ist sogar noch einen Schritt über die Grundsprache hinausgegangen, indem es ähnlich wie das Lateinische das Ablativsuffix $-a^d$, das von Haus aus auf die o -Stämme beschränkt war, auch den übrigen vokalischen und consonantischen Stämmen zukommen liess. Weiter bewahrt speziell das Altindische die ursprüngliche Stammabstufung am treuesten, namentlich bei den consonantischen Stämmen. Es ist dies nur die natürliche Folge davon, dass dieselbe Sprache auch die ursprünglichen Betonungsverhältnisse am besten bewahrt hat, die ja den Ablaut hervorriefen. So lange die Ursache nachwirkte, blieb auch die Folge bestehen. Doch finden sich schon in der arischen Zeit Ansätze zur Ausgleichung der Stammesunterschiede, Verpflanzung pronominaler Endungen in die Nominalflexion und Verwechslung consonantischer und vokalischer Deklination wenigstens in einzelnen Casus; d. h. also die Entwicklung folgt dem Anstoss, den sie schon vor der Zeit der Völkertrennung erhalten hat. Für die meisten der hier zu besprechenden Erscheinungen liegt nun der Ausgangspunkt in der Monotonie des arischen Vokalismus. Idg. e , o , a , m und n fielen nämlich urarisch in a zusammen, und dementsprechend $ē$, $ō$, $ā$, $m̄$ und $n̄$ in $ā$; a und $ā$ sind also mindestens fünfeutig, und die arischen Sprachen für sich geben kaum irgend eine ganz sichere Handhabe für den Forscher, um zu entscheiden, welcher Laut im Indogermanischen für diese vieldeutigen a und $ā$ stand. Vieles für sich hat auch noch die Annahme von Brugmann, dass in offener Silbe idg. o zu $ā$ schon in urarischer Zeit geworden sei, und die Ansicht desselben Gelehrten, dass idg. in der Stammabstufung $é$, $ē$ mit o , $ō$ wechselten, eine Hypothese, für die sich manches aus dem Griechischen und Arischen beibringen lässt.

Demzufolge wird in der Stammabstufung der Unterschied zwischen der e - und o -Stufe

fast gänzlich verwischt, allenfalls kann man aus betontem *a* auf idg *é* und aus *ā* in offener Silbe auf idg *o* schliessen.

Von den ursprünglich starken Casus trat der Lokativ sehr häufig in die Analogie der schwachen Casus, oder er wurde wohl auch mit die Veranlassung, dass die schwache Stammstufe ganz aufgegeben wurde. Übereinstimmend haben die *n*- und *r*-Stämme für diesen Casus Hochstufenvokalismus bewahrt, sowohl im Altindischen wie im Avestischen.

cf. ai pitár—i, mürdhán—i (Kopf) av. cašmainī (Auge) duvdairi (Tochter).

Sonst ist im Altindischen bei den cons. Stämmen, soweit sie überhaupt die Stammabstufung bewahrt haben, die schwache Stufe durchgedrungen, während das Avestische hier noch vereinzelte Lokative mit starker Stammstufe erhalten hat.

cf. av. astvaiti und astvainti (mit Knochen versehen, sichtbar), dvairi gegen aind durí, das seinerseits kšámi = idg *ǵzhémi überliefert hat gegen av. zemi aus *zmi.

Zuerst wurde die Stammabstufung wohl bei den neutralen Substantiven auf —os —es aufgegeben, nachdem schon idg die *s*-Stufe durch *es*—, das sich wahrscheinlich vom loc. sing. ausbreitete, verdrängt worden war. Sicher ist nur (dafür sprechen das Griechische und Lateinische), dass der nom. und acc. sing. —os hatten, während allen übrigen Casus —es— zukam, nur weisen das Arische und Spuren im Germanischen auf *—ōs resp. *—ēs im nom. acc. plur. Letzteres würde sehr gut zu der Regel stimmen, dass beim neutr. grade der nom. acc. plur. die stärkste Stufe zeigen sollen. cf. ai manās(i) av. manā ags. lombor „Lämmer“ calfur „Kälber“ aber griech. μένη aus *μενεσα und lat. genera. Übrigens sind auch die arischen Sprachen selbst noch im stande, Beweise für die Existenz der —es-Stufe beizubringen. Nämlich aus Formen wie ai. vacas, av. vacō = griech. ἔπος, av. raocō ap. rauca „Tag“ und ai. rajas = griech. ἔρεβος = got. riqis lässt sich mit Sicherheit schliessen, dass auch hier die —es-Stufe, und zwar in der Mehrheit der Fälle existiert hat, denn sonst hätte sich im Arischen der Palatal gar nicht entwickeln können, der im nom. acc. sing. plur. lautgesetzlich nicht berechtigt ist. Ebenso wurden die Stammesunterschiede bei dem fem. uš ás— Morgenröte verwischt. Im vedischen Sanskrit finden wir acc. sing. ušás—am = av. ušāp̄hem, nom. dual. ušāsā nom. plur. ušásas, Formen, für die man idg *o* einsetzen kann; später finden wir aber auch acc. sing. ušásam, dessen *a* eigentlich wohl nur im loc. sing. berechtigt war (cf. ušási) und auf idg *é* zurückgeht. Für letzteres haben wir einen gewichtigen Zeugen zwar nicht in den Formen des att. ἔως hom. ἠώς, die alle auf *zvo*—*os* zurückgehen, aber in griech. αἰός, αἰεί aus *αἰεσί und αἰέ neben αἰῶ aus *αἰφοσα. Griech. αἰός, αἰέ aus *αἰφέσι lassen sich nur als loc. sing. von *αἰφέσ— *αἰφέσ— deuten, und grade solche schon frühzeitig aus dem Zusammenhang mit dem Casussystem gerissene Formen haben am ehesten den ursprünglichen Lautbestand erhalten, da bei ihnen die Gefahr einer analogischen Umbildung nicht drohte. Man denke noch an griech. χαμαί, das etymologisch dat. sing. von χθών ist, und ἄμα, das den instr. sing. zu εἰς vertritt. Für idg —es— spricht weiter noch αἰδες in αἰδέσ—σομαι αἰδεστός und lat. honos—tus neben honos. Die schwächsten Casus hatten uš—ξ— mit Schwund des Vokals cf. gen. sing. ved. ušas, dafür später ušásas. An die neutralen Substantiva schliessen sich Adjective an, die im Gegensatz zu den Substantiven Suffixbetonung zeigen. Von einer *o*-Stufe findet sich deshalb in den Sprachen, die zur Entscheidung dieser Fragen geeignet sind, keine Spur. Entsprechend dem lat. pūbēs, pūber, dem griech. δούμενός haben wir also ai. durmánās (das allerdings in der Betonung abweicht, cf. aber apās „thätig“, yašás „herrlich“ etc.) auf idg. *dusmenés zurückzuführen. Mit diesen Adjektiven bildeten dann zunächst eine Gruppe die Comparative auf —ios—, —ies—, —is—. Griech. ἡδιών, lat. suavior sichern für das Urarische den Ansatz *svādiyās = avest. (span)ya = idg. *suādiyōs; und so unterschied sich im Urarischen der nom. sing. gar nicht mehr von den Adjektiven auf —ēs, desgleichen der acc. plur. svādiyāsas nicht vom acc. plur. durmánāsas, während acc. sing.

av. spanyānhem ai svādīyāsam und nom. plur. ai svādīyāsas, verglichen mit griech. ἡδῖω aus *ἡδῖωσα und ἡδῖους aus *ἡδῖωσας im Gegensatz zu acc. sing. ai durmánasam nom. plur. ai durmánasas, die idg. e enthalten, auf idg. o hinweisen. Wie nun die Adjektiva auf *—és schon urarisch die schwächste Stufe auf —s— verloren hatten, wenn sie dieselbe überhaupt je besessen haben, so liessen auch die Comparative auf *—jōs die schwächste Stufe —is— fallen und führten vom loc. sing. aus, der schon idg. auf *—jési endigte, *—jes— resp. —īyas— in allen schwachen Casus durch. Das Indische ging noch einen Schritt weiter und contaminirte das Suffix —in— in den starken Casus mit —jes, so dass wir hier die nasalirten Formen nom. sing. svādīyān, acc. svādīyāsam, nom. plur. svādīyāsas etc. vorfinden, während das Griech. das Suffix —ιον— in allen Casus einfuhrte und nur im acc. sing., nom. acc. plur. masc. fem. neutr. noch Formen zeigt, die mit Suffix —ιος— gebildet sind. Urarisch wurde dann noch sowohl bei den neutral. Substantiven als auch den Adjektiven und Comparativen die vor tönenden Lauten entstandene Form des Nom. sing. auf —ō —ē oder a auch in den instr. dat. abl. du plur. hinübergeführt. cf. ai manōbhyām, nanōbhiš, nanōbhyas av. manēbhyō dbaešēbiš raocēbiš = ap. raucabiš. Auf ähnliche Weise kam auch der loc. plur. manaḥsu zu stande.

Nicht ganz so weit ging der Zerstörungsprozess bei dem Suffix —nos— —nes— —us—. Wir wollen gleich wieder bemerken, dass das avestische Paradigma, soweit die Formen überliefert sind, noch altertümlicher ist als bei den Stämmen auf —jes—. gd. vīdvā entspricht in seiner Endung ganz genau griech. εἰδώς und beide gehen auf idg. *—uōs zurück. Das Indische zeigt dagegen auch hier in allen starken Casus den Nasal, über dessen Herkunft die Stimmen sehr geteilt sind. (cf. Brugmanns Grundriss II, 1, 379, 413.) Das Avest. hat die schwache Form —us— überall bewahrt, während das Altindische im instr. dat. abl. du. und im instr. dat. abl. loc. —vat— oder —vad— als Suffix zeigt, das sich sehr gut zu dem Griech. —For— fügt. Freilich kann auch —nes— oder —nos— zu Grunde liegen, indem in vīdvabhyas etc. dbh lautgesetzlich aus zbh entstanden sein kann.

Weiter fällt noch in die urarische Periode die vollständige Beseitigung der Stammabstufung —jon— —jen— und —in—; hier drang die Tiefstufenform in durch. Den Beginn dieser Bewegung verlegten wir oben schon in die Ursprache, aber die urarische Sprache modelte das so zu stande gekommene Paradigma noch weiter nach dem Muster der n-Stämme um. Wir können folgendes Paradigma für das Urarische aufstellen: balin „stark“

	Sing.		Plur.	Dual.
	masc.	fem. neutr.		
Nom.	balyā	balin	balyānas balyāni	balyānā balinī
Acc.	balyānam	balin	balinas balyāni	"
instr.	balinā		balinbhis	
dat.	balinē		balinbhyas	balinbhyām
abl.	balinas		balinbhyas	
gen.	"		balinām	balinōs
loc.	balyani		balinsu	
Voc.	?		?	?

Wie man nun neben ātmānā, ātmānē, ātmānas, ātmānām etc., balinā, balinē, balinas, balinām etc. stellte, so bildete man nach dem Muster von ātmābhyām, ātmābhis, ātmābhyas, ātmāsu auch balibhyām, balibhis, balibhyas, balisu und beseitigte schliesslich auch *balyā durch balī und *balyānam durch balinām etc. Dass alle diese Umformungen schon in die urarische Periode fallen, beweist av. kainibyō, dat. plur. von kainin „Mädchen“ etc. und altp. vīthibiš in hadā vīthibiš bagaibiš „mit den Clangöttern“.

Spezifisch indisch ist dagegen die fast vollständige Beseitigung der Stammabstufung —*ṇon*— —*ṇen*— —*ṇm*—. Es trat hier eine Ausgleichung nach zwei Richtungen ein; entweder drang die starke Form —*van*— oder die schwache —*un*— in allen Casus durch. Nur *maghá—van* „freigiebig“ (Beiwort des Indra) hat in den schwachen Casus regelrecht *maghón* aus **magha—un* und *yuvan* „jung“ bildet die schwachen Casus vom Stamme *yūn*— aus **yu—m*. Das Avestische hat ausserdem noch z. B. *āthravan—athaurun*— „Feuerpriester“, cf. dat. sing. *athaurunē*, aber auch acc. sing. *athaurunem*, gegen ai. *atharvānam*.

Dies wären die wesentlichsten Abweichungen vom ursprachlichen Standpunkt bei den suffixalen Stämmen, sonst ist meist der ursprachliche Zustand nur den Lautgesetzen entsprechend fortgebildet worden. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass das Prinzip der Stammabstufung im Altindischen treuer bewahrt ist, wenn wir auch im Vorhergehenden häufig genötigt waren, den Formen des Avestischen grössere Altertümlichkeit zuzugestehen. Leider wissen wir über die Betonung der urarischen Sprachen nichts Sicheres und so sind wir auch nicht im stande, den Verlauf dieses Prozesses genauer zu kontrollieren. Offenbar aber war in diesem Punkte das Sprachgefühl in einen Zustand der Unsicherheit geraten. Bei fast allen Stämmen, die mit Abstufung deklinieren, finden wir die starken und schwachen Formen durcheinander geworfen, namentlich bei den *n*-, *nt*- und *r*-Stämmen, cf. acc. sing. *thrāthrem*, *brāthrem*, *āthrem* gegenüber ai. *trātāram*, *bhrātāram* etc.

Es blieben uns dann noch die Wurzelnomina zu besprechen. Auch hier hat die Monotonie des arischen Vokalismus zerstörend gewirkt. Der Stamm *vāc*— z. Beisp. hat im Altindischen die Stammabstufung aufgegeben, und *ā* zeigt sich in allen Casus, während im Avestischen *a* und *ā* mit einander wechseln, ohne aber die ratio dieses Wechsels erkennen zu lassen. Ebenso zeigen ai. *mās*— av. *māh* „Monat“ altind. *ās*— av. *āh*— cf. lat. *ōs*, *oris* und av. *yāh*, „Gürtel“ cf. griech. *ζώννυμι* aus **ζῶσνυμι* keine Spur ursprünglichen Ablauts. Im Vedischen haben wir *dvār*— in den starken und *dur*— in den schwachen Casus, das Avestische zeigt nur *dvar*; desgleichen im Vedischen noch Wechsel zwischen *svar*— und *sūr*— wie im Avestischen zwischen *hvar* und *hūr*— „Sonne“. Indogerm. haben wir den Ablaut *nās*— *nas*—. Das Germanische hat *a* durchgeführt, cf. ahd *nasa* „Nase“, das Lateinische *ā* cf. *nāris*, das Altpersische hat den acc. sing. *nāham* überliefert; im Altindischen der Regel entsprechend nom. acc. du. *nāsā*, aber instr. sing. *nasā*. Das Altindische flektiert regelmässig *pād*, *pādam*, aber *padās* „Fuss“, *āpas*, aber *apās adbhís*, *adbhyás*, *apām apsú*, „Wasser“; das Avestische verwechselt fortwährend *a* und *ā*. Den aus dem Griech. *χιών*, *χιόνος*, *δύσχιμος*, Lat. *hiems*, *hiemis*, *bīmus*, *trīmus* zu erschliessenden Abschlaut *ghjom*— *ghjem*— *ghim*— hat nur das Avestische in der Deklination erhalten, cf. nom. sing. *zyā*, acc. sing. *zyam* gen. *zimō*, während das Altindische den schwächsten Stamm durch das Suffix *o* weiterbildet, cf. ai. *hima* „Winter“, *himavant* „schneereich“. Ähnlich ist das lat. *humus* eine Weiterbildung von idg. **ghm*—, zu dem die Stämme *ghzom*— **ghzem*— in einem Ablautverhältnis stehen, das das Altindische und Avestische gewahrt haben und von dem auch das Griechische einen verkümmerten Rest in *χαμαί* und *χθαμαλός* erhalten hat.

Wir gehen nun dazu über, die Schicksale der für das Indogermanische aus den einzelnen Sprachen erschlossenen Casussuffixe einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Für das Urarische sind folgende Ansätze wahrscheinlich.

	Sing.	Plur.	Dual.
nom. voc.	* <i>pāt</i> —s	* <i>pād</i> —as	* <i>pād</i> —a
acc.	* <i>pād</i> —a u. <i>pād</i> —am	* <i>pad</i> —ás	„
instr.	<i>pad</i> —á	* <i>pad</i> —bhís	<i>pad</i> —bhyám
dat.	<i>pad</i> —é	* <i>pad</i> —bhyás	„
abl.	<i>pad</i> —ás	* <i>pad</i> —bhyás	„

	Sing.	Plur.	Dual.
gen.	pad—ás	*pad—ám	?
loc.	pád—i	*pat—sú	?

Auf den ersten Blick stellt sich heraus, dass das Paradigma an einer bedenklichen Gleichförmigkeit der Endungen leidet. Der acc., instr. sing., der nom. voc. acc. dual. haben dasselbe Suffix —a, desgleichen der gen. abl. sing. und der nom. acc. plur. das Suffix —as, der dat. abl. plur. endigen auf —bhyas—; zum Teil stammt diese Eintönigkeit schon aus der Grundsprache, die für dat. abl. plur. ein und dasselbe Suffix verwandte, ähnlich wie ja auch der abl. sing. nur bei den o-Stämmen ein besonderes Suffix herausbildete. Die grösste Schuld an dieser Undeutlichkeit trägt aber die Monotonie des arischen Vokalismus. Man stelle nur griech. ποδός, πόδες, πόδας, lat. pedis, pedēs, pedēs, urgerm. *fōtes, *fōtiz, *fōtans gegen ai padás, pádas, padás, weiter griech. πόδα und πόδε gegen urar. *pāda. Einerseits waren nun solche Verhältnisse günstig für die Bewahrung der Stammabstufung, die häufig allein noch die verschiedenen Casus unterschied, cf. pāda und padá, pádas und padás, andererseits aber haben wir schon dem Urarischen Versuche, diesem Übelstande abzuweichen, zuzuschreiben. Bezeichnend ist dabei die Art und Weise, wie sich die Sprache hilft. Während nämlich in jüngeren Sprachperioden sich so eine vollständige Zerrüttung des Casussystems herausbildet, und an die Stelle der Endungen syntaktische Umschreibungen treten, legen die arischen Sprachen das Hauptgewicht immer wieder auf die analogische Umbildung resp. Verstärkung des Casussuffixes. Zunächst wurde also schon urarisch die Doppelform des acc. sing. aufgegeben; an die Stelle von *pāda, das seinen Platz vor Consonanten hatte, trat pādām, das ursprünglich nur vor Sonanten stand. (Dieses pādām war dann seinerseits häufig die Veranlassung, das ganze Paradigma nach Analogie der o-Stämme umzuformen, also pádas, pādasya, dántas, dantasya zu deklinieren.) Wie auch im Griechischen sich neben ἦ aus ἦα nach den übrigen Imperfektformen ἦν festsetzte und dial. (thess.) für attisches κίονα ein κίονα eintrat, so bildete sich schon urarisch *āsa zu āsam um, cf. ai āsam ap. āham, und urarisch pāda zu pādām, cf. aind pādām, av. padēm, altp. asmānam „den Himmel“ = griech. ἄστρονα. Wo eine derartige Beeinflussung durch andere gleichbedeutende Formen nicht vorlag, erhielt sich urarisch a — m, cf. ai. daśa, av. dasa, griech. δέκα, aber lat. decem. So hatte sich wieder ein deutlicher Unterschied zwischen acc. und instr. sing. herausgebildet. Erst später wurde auch der letztere umgestaltet und zwar nicht allein bei den cons., sondern auch bei den übrigen vokalischen Stämmen nach den o-Stämmen. Vielleicht ist dieser Prozess erst dem Sonderleben des Altindischen zuzuschreiben, denn die avestischen Formen, wie manāha (μένος) ayaṇha = lat. aere und gd. avanhā, entscheiden bei der Unsicherheit der Quantitätsverhältnisse, die in dieser Sprache herrscht, nichts, zumal da das Altindische selbst noch Formen mit —a aufzuweisen hat, die nur als erstarrte instr. sing. eine genügende Deutung finden können. Das Altindische bildet nämlich Gerundia auf —ya, die das —a des instr. sing. deshalb bewahrten, weil sie frühzeitig aus dem Zusammenhang mit dem Casussystem heraustraten resp. isoliert wurden. Demnach haben wir also in ai. padá „mit dem Fusse“ (cf. griech. πεδά) eine Analogiebildung nach ved. vṛkā, und es wird dadurch weiter sicher, dass die Form des klassischen Sanskrit vṛkāna erst nach der Umformung des instr. sing. der consonantischen Stämme sich festsetzen konnte.

Schliesslich wäre hier noch das Schicksal des nom. acc. voc. dual. masc. fem. der consonantischen Stämme zu besprechen. Das ursprüngliche Suffix dieser beiden Casus war, wie die Übereinstimmung des Griechischen und Irischen beweist, idg. *—e, cf. griech. πατέρ—ε und air mathir aus *mater—e. Die o-Stämme weisen idg. *—ō oder *—ōy auf, über dessen Entwicklung keine volle Einigkeit in den Ansichten der kompetenten Forscher herrscht. Ai. haben wir vṛkā oder vṛkāu, und letzteres ist die später allein übliche Form; für die consonantischen Stämme hätten wir z. B. *dánta

„die beiden Zähne“ zu erwarten, solche Formen finden sich aber nirgends. Von den ältesten Zeiten an heisst es *dántā* nach den o-Stämmen, das dann seinerseits wieder zu *dántāu* umgestaltet wurde. Später schlossen sich auch die *ī:jē*, *ī:ij*, *ū:uḡ* Stämme an. So wurde auf dem Boden des Altindischen ein deutlicher Unterschied zwischen den drei besprochenen Casus hergestellt, und recht ansprechend ist die Vermutung, dass die Partikel *u* mit dem in *vi-ginti* und *Fixati* und ai. *u-bhāu* „beide“ und unserem ahd. „wider“ und „wieder“ steckenden *u* identisch sei. Das Avestische zeigt im dual —*a*, resp. im Gathadialekt *ā*, doch ist darauf nichts zu geben, da der Gathadialekt die auslautenden Vokale prinzipiell verlängert. Wir dürfen uns also dadurch nicht verleiten lassen, den zuletzt besprochenen Vorgang der urarischen Periode zuzuweisen. Von der Endung —*āu* zeigt sich im Avestischen und Altpersischen keine Spur. Letztere Sprache hat überhaupt nur eine Form überliefert, die hierher gehört, nämlich einen acc. dual. *gaušā* „die beiden Ohren“, in der zweimal wiederkehrenden Beschreibung einer Bestrafung der Verschwörer, cf. Jesch. von Beh. II, 74 und 89: *adamšaiy utā nāham utā gaušā utā izāvam frājanam* „ich schnitt ihm Nase, Ohren und Zunge ab“. Wir hätten also im Altindischen 3 Fälle zu constatieren, in denen eine Einwirkung der vokalischen auf die consonantischen Stämme stattgefunden, von denen einer auch im Iranischen sich zeigt und schon urarisch sich herausgebildet haben muss. Wesentlich unterstützt wurde das Sanskrit in seinem Bestreben, die einzelnen Casus besser auseinander zu halten, auch durch das musikalische Betonungsprinzip, das im Gegensatz zu den meisten anderen idg. Sprachen eine Beibehaltung der ursprünglich langen Endsilben ermöglichte.

Doch auch das Gegenteil kommt vor, nämlich die Beeinflussung der vokalischen durch die consonantischen Stämme. Das Vedische, Avestische und Altpersische zeigen im nom. plur. der a-Stämme Formen auf —*āsas* cf. ai. *dēvāsas* „die Götter“, av. *aspānhō* „die Perde“, ap. *bagāha* „die Götter“. Es enthält diese Bildung das Pluralsuffix zweimal, wie unser „Willens“, „Glaubens“ das Genitivsuffix. An *dēvās* wurde das —*as* der consonantischen Stämme gehängt, offenbar weil dem Sprachgefühl der Arier der Unterschied zwischen *dēvās* und *dēvās* nicht genügte für eine deutliche Scheidung der Numeri. Im classischen Sanskrit verschwinden dann diese Formen wieder. Ebenso reicht in die urarische Periode die Einführung der n-Stämme in die vokalische Deklination zurück. In den drei arischen Sprachen enthält nämlich der gen. plur. der o-, ā-, i-, u- und *ī:jē*-Stämme ein durch Analogie eingeschmuggeltes *n*.

cf. ai. *dēvānām* = av. *daēvanam* mit Kürze der Paenultima ap. *bagānām* „der Götter“, ai. *agnīnām* „der Feuer“, av. *gairīnam* „der Berge“, ap. *parūnām* „vielen“, in der oft wiederkehrenden Formel: *aivam parūnām framātāram* den einen zum Herrscher vieler (machte er). Den Anstoss zu diesen Bildungen gab wohl der Umstand, dass bei den o-Stämmen der acc. sing. und gen. plur. sich nur durch die Quantität der Endsilbe von einander unterschieden, während bei den ā-Stämmen die beiden Casus vollständig gleich waren. Die letzteren waren es deshalb auch, die wohl zuerst das *n* einführten; wenigstens haben wir beim Femininum nur noch unsichere Spuren der alten Form im Avestischen, während die o-Stämme, wenn auch selten, noch ganz sichere Beispiele der ursprünglichen Bildung bieten. Zugleich kann an dieser Stelle bemerkt werden, dass alle diese n-Genitive älter als das pronominale *ē* im instr. dat. abl. und loc. plur. sind, denn die Möglichkeit ihrer Existenz beruht eben darauf, dass das getrübtte Sprachgefühl Formen wie *ātmābhiḥ*, *ātmābhyas* *ātmāsu* auf eine Stufe mit dem für das Urarische zu postulierenden **dēvābhis*, **dēvābhyas*, **dēvasu* stellte und nach *ātmānām* auch **dēvānām* bildete, das später zu *dēvānām* wurde, weil man schon *dēvās*, *dēvān* hatte. Für die i-Stämme hatte man, wie wir oben gesehen haben, ebenfalls schon im Urarischen ein Vorbild in *balībhiḥ*, *balībhyas*, *balīḥsu*, die mit *agnībhiḥ*, *agnībhyas*, *agnīḥsu* correspondierten, zu welchen dann *agnīnam* nach *balīnām* kam, das dann seinerseits wieder zu *agnīnam* nach *agnīn* wurde. Im

Avestischen findet sich zwar noch hier und bei den o-Stämmen die kurze Pänultima, allein darauf ist nicht viel zu geben.

Nach den so erhaltenen Mustern war es dann leicht, śátrūnām „der Feinde“, dhēnūnām „der Kühe“, mádhūnām vom neutr. mádhu „Honig“ zu bilden. cf. noch ap. dahyunām „der Gegenden“, av. nasuñam „der Toten“. Das Indische ging dann auf dem einmal betretenen Weg noch weiter und bildete anstatt svásrām, das noch im vedischen vorkommt, svásñām und anstatt pitrām, pitñām, vereinzelt auch bhrūnām „der Brauen“ und gónām „der Kühe“. Die n-Formen beschränkten sich dann überhaupt nicht mehr auf den gen. plur. Der nom. acc. plur. námāni cf. goth. hairtōna wurde das Vorbild für yugáni, das ein vedisches yugá = lat. juga allmählich verdrängte, balīni für várīni „Wasser“, weiter mádhūni für älteres madhū cf. noch ved. trī „drei“ und lat. trī-ginta = drei Zehner. Endlich wurde das ganze Neutrum der i- und u-Stämme zu den n-Stämmen übergeführt, während vom masc. ausser dem gen. plur. noch der instr. sing. hierher gehört, cf. ai. agnīnā und śátrunā. Dieses Ueberwuchern der n-Stämme ist also im höchsten Grade für das Altindische charakteristisch.

Damit ist aber die Reihe der Umänderungen noch längst nicht abgeschlossen. Speziell im klassischen Sanskrit sind besonders die Paradigmata der o- und ā-Stämme derartig entstellt, dass die ursprünglichen Formen ohne Hinzuziehung der vedischen Sprache kaum mehr zu erkennen sind. Von einer Stammabstufung ist gar nichts mehr zu verspüren; allenfalls könnte man hierher noch voc. sing. ambā „o Mutter“ rechnen, cf. griech. *vúγα*. Von den 17 Casus des Maskulinums der o-Stämme sind 7, also über ein Drittel, umgeformt; dabei ist der gen. sing. gar nicht mitgezählt, weil derselbe, wie schon oben erwähnt, von der Urzeit her mit pronominalem Suffix gebildet wurde. Von ebenso viel des Neutrums haben gar 8, und von 16 des Femininums auf —ā 5, des Femininums auf —ū dagegen 7 eine derartige Umbildung erlitten. Es wurde nun schon oben gesagt, dass die ersten Anfänge der n-Genitive in eine frühere Zeit hinaufreichen als die ē-Bildungen, die vom Pronomen herkommen; doch sind letztere ebenfalls noch der urarischen Periode zuzuweisen. Hierher gehören ai. dēvēbhiṣ, dat. abl. plur. dēvēbhyas, loc. plur. dēvēṣu, av. instr. plur. gasōibiṣ, dat. abl. plur. daēvaēibyō, loc. plur. aspaēṣu, endlich ap. instr. plur. martiyaibiṣ in der Inschrift von Beh. I, 56, hadā kannaibiṣ martiyaibiṣ „mit wenigen Männern“, loc. plur. mādaīṣuvā „unter den Medern“. Alle diese Formen sind Analogiebildungen nach den entsprechenden Casus des Demonstrativpronomens to—. Dazu kommt dann noch ai. instr. sing. dēvéna nach téna, während im Altpersischen kārā „mit dem Heer“ und im Avestischen haoma der alte Typus noch vorliegt, den übrigens auch das Vedische noch hat, cf. vīkā, und schliesslich instr. sing. der ā-Stämme áśvayā nach táyā. Umgekehrt hat das Avestische im dat. abl. instr. du. zastaēibya „mit den beiden Händen“ gegen ai. hástābhyām, und man braucht durchaus nicht anzunehmen, wie es Bartholomae thut, dass die arische Grundform durch das Avestische wiedergegeben würde.

Zu dieser Vermischung der Pronominalen mit der nominalen Flexion gab also den ersten Anstoss der gen. sing., cf. áśvasya und tásyā, dann auch der loc. sing. dēvé und der nom. acc. voc. du. gen. neutr. āsyē mit ihrem —ē, von dem übrigens nicht gesagt sein soll, dass es pronominalen Ursprungs sei.

Endlich müssen die Feminina der vokalischen Stämme noch einer besonderen Betrachtung unterzogen werden. Das mit Hilfe der Lautgesetze aus den Formen der Einzelsprachen erschlossene Paradigma der ā-Stämme, die wie die ī:jē-Stämme seit ursprachlicher Zeit nur Feminina bilden, leidet an einer bedenklichen Eintönigkeit resp. mangelhaften Unterscheidung der einzelnen Casus. Zur grösseren Deutlichkeit sei es gestattet, das mutmassliche idg. Paradigma hierher zu setzen.

	Sing.	Dual.	Plur.
nom.	ekṡā	ekṡai	ekṡās
voc.	ekṡa	"	"
acc.	ekṡām	"	"
gen.	ekṡās	?	ekṡām
abl.	"	?	ekṡābh —
dat.	ekṡāi	?	"
loc.	"	?	ekṡās—u oder i
instr.	ekṡā	?	ekṡābhis

Die Form ekṡā kann nom. und instr. sing. sein, dazu kommt der voc. sing. ekṡa, der sich nur durch die Quantität in der Endsilbe unterscheidet, ekṡās dagegen kann gen. abl. sing., nom. acc. plur. vielleicht auch loc. plur. sein, ekṡāi dient zur Bezeichnung des dat. und loc. sing., während ekṡai für den nom. acc. voc. du. steht. Da ist es denn nicht wunderbar, dass schon in der urarischen Periode Versuche gemacht werden, diesem Mangel abzuweichen, die mit einer vollständigen Umbildung des Sing. und Angleichung an die ī:jē-Stämme abschliessen. Die so neu gewonnenen Formen betrachtet dann das Altindische speziell, ohne dass übrigens in den beiden anderen Sprachen Spuren derselben Auffassung fehlten, als mit femininem Charakter behaftet und überträgt deren Endungen auf die ū-, u- und ī-, i-Stämme gen. fem. Wir hatten ja schon oben gesehen, dass auf ähnliche Weise die n-Formen einen neutralen Charakter angenommen hatten. Versuchen wir nun, den Verlauf dieses Prozesses im Einzelnen klar zu legen. Zunächst haben wir uns dabei zu erinnern, dass die jē-Casus der indogermanischen ī:jē-Stämme schon urarisch mit jā-Bildungen zusammenfallen mussten. Die jē- und jā-Stämme konnten also im gen. abl., dat. instr. sing., eventuell auch im loc. sing. nicht auseinander gehalten werden, und die natürliche Folge war die, dass die ā-Stämme vielfach in die Analogie der ī:jē-Stämme übertraten. Zuerst wurde urarisch der dat. und loc. sing. wieder unterschieden, indem bei den jē-Stämmen —jā dem loc. und —jāi dem dat. vorbehalten wurde, urarisch *dēvyā loc. sing., *dēvyāi dat. sing. Dēvyā bildete man nach agnā, cf. griech. hom. πόλις und nach *dēvyā schliesslich *āšvāyā durch Antritt der Partikel ā. Auf diesem Standpunkt blieb nun das Altpersische stehen, indem es zugleich die Partikel ā auch dem loc. plur. zukommen liess, cf. mā-daišuvā „unter den Medern“, dahyušuvā „in den Gegenden“. Das Avestische aber und namentlich das Altindische fügten der so lautenden Form noch *—em an, und zwar gleichmässig bei den jē- und ā-Stämmen, so dass also die klassische Form ai. ášvāyām av. haṇaya und haṇayam „bei dem feindlichen Heere“ lautet. Aber auch der gen. abl. dat. instr. sing. der ā-Stämme wurden schon urarisch umgeformt. Dies beweist ai. sēnāyās av. haṇayā ap. haināyā für den gen. abl., ai. sēnāyāi av. haṇayāi für den dat. sing., endlich ai. sēnāyā und av. haṇaya für den instr. sing. Streitberg, dem wir hier folgen, ist nun der Ansicht, dass gen. abl. dat. sing. im Anschluss an den loc. urarisch ášvāyā umgemodelt wurden, während der instr. der pron. Deklination folgte, also ášvāyā nach tayā, und die Kürze der Paenultima im instr. veranlasste das Avestische, auch im gen. abl. und dat. a gegen ā im Altindischen einzuführen. Alle diese eben besprochenen Casus der ī:jē-Stämme wirken dann auf die entsprechenden Formen der i-, ī:jē-u- und ū-qu-Stämme gen. fem. und helfen so eine Deklination mit femininem Charakter, vorzugsweise im Altindischen, herausbilden.

cf. ai. gatyā, gatyāi, gatyās, gatyām „Gang“, dhēnvā, dhēnvāi, dhēnvās, dhēnvām „Kuh“, dhiyā, dhiyāi, dhiyās, dhiyām „Gedanke“, bhuvā, bhuvāi, bhuvās, bhuvām „Welt“
av. hizvā und ap. bumiyā.

Zu diesen Casus mit femininem Charakter trat schliesslich noch, wenn auch nicht über ganz dasselbe Gebiet verbreitet, der acc. plur. Die Übereinstimmung des Altindischen, Avestischen, Ger-

manischen und Litauischen macht es sicher, dass schon idg. bei den *ā*-Stämmen der acc. plur. auf *—ās, nicht *—āns, auslautete, und so heftete sich bei der Gegenüberstellung von *áśvān* und *áśvās* an letztere Form ebenfalls der feminine Charakter und dies führte dann weiter zur Ausbildung von Formen wie *ávīš* „Mutterschafe“ gegen *ávin* „Widder“, *dhēnūš* „Kühe“, *mātīš* „Mütter“, *svásrīš* „Schwestern“ gegen *pitṛn* „Väter“, *nṛn* „Männer“. Das Avestische gebraucht —īš und —ūš unterschiedslos für beide Geschlechter.

Dies wären die wesentlichsten Analogiebildungen in der Nominalflexion der arischen Sprachen.



